

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

36. Jahrgang

Dienstag, 31. Dezember 1968

Nummer 12

MEINRAD PIZZININI:

Das Hauptschiffgewölbe der Stadtpfarrkirche St. Andrä

Der Brand von 1444

Die Baugeschichte von St. Andrä betreffend, müssen zunächst zwei Irrtümer richtiggestellt werden, nämlich daß der gotische Neubau – oder wohl besser nur Umbau – in Folge einer Brandkatastrophe der Stadt Lienz in den Vierzigerjahren des 15. Jhdts. durchgeführt und daß der Baumeister der gotischen Kirche Hans Hueber sei. Beides ist in der Literatur, ja selbst im bisherigen Kirchenführer zu finden¹⁾. – Stadlhuber deutet in der „Geschichte der Pfarre Lienz“²⁾ bereits an, daß der Neubau schon vor dem Brand begonnen haben könnte: „Daß die Kirche erst nach dem Brand in Angriff genommen worden wäre, ist nicht erwiesen, eher das Gegenteil zu vermuten...“³⁾. Er führt an, daß in einem Ablassbrief des Kardinals Johannes Sancti Angeli vom 18. November 1447⁴⁾, also zehn Jahre vor der offiziellen Einweihung durch einen Bischof, die Kirche St. Andrä als „de novo pretioso apparatu constructa“ beschrieben wird; St. Andrä sei also mit großer Pracht neu errichtet.

Daß der gotische Umbau in keinem Zusammenhang mit dem Brand der Stadt Lienz steht, geht eindeutig aus den Lienzener Stadtkunden hervor.⁵⁾ – Laut Urkunde vom 27. März 1431⁶⁾ verkaufen „Symon Stegner, Hanns Geysenhelder, Lorenz Portner“, alle drei Bürger zu Lienz, „und derzeit zechmeister des heyligen zwelfpöten“ Sannnd Andres pfarrkirchen ze Luntze... von der Sand Andres pfarrkirchen und pawes großen notdurfft wegen...“ einen Zehent auf Oblas und ein Gut zu Kötschach. – Am 12. April 1435⁷⁾ verkaufen die Zechmeister von St. Andrä (worunter Personen zu verstehen sind, die dem Pfarrer in den Verwaltungsgeschäften behilflich waren), „durch got vnd Sand Andres willen“ ein Gut in der Prapernitze und einen Anger unter dem Griblein an Michel und Pangreze Redl. Diese beiden räumen den Zechmeistern das Vorkaufsrecht ein. – Michael und Pankraz Redl aber, das gewährte Vorkaufsrecht nicht

beachtend, gaben das Gut und den Anger an Andre Furderer, Bürger zu Lienz, weiter. – Aber am 22. Juli 1452⁸⁾ kaufen die Zechmeister von St. Andrä das Gut in der Prapernitze und den Anger unter dem Griblein, die sie einst – also 1435¹⁰⁾ – an Michael und Pankraz Redl wegen der „notdurfft des pawes“ an der Andreas-Kirche verkauft hatten, von Andre Furderer zurück.

Als weiteres Beweisstück sei die bereits vorhin erwähnte Urkunde von 1447¹¹⁾ aufgezählt, in der St. Andrä als „mit großer Pracht neu errichtet“ bezeichnet wird. Wäre der Umbau erst nach dem Brande von 1444 begonnen worden, würde der Abschluß der Arbeiten zu diesem Zeitpunkt völlig unmöglich gewesen, selbst wenn man davon absieht, daß besonders der künstlerische Schmuck, noch nicht vollendet war.¹²⁾

Wichtig sind auch die Hinweise, die sich aus den Weiheurkunden der Andreas- und der Johanneskirche ergeben. – Letztere wird am 8. Oktober 1437¹³⁾ eingeweiht, „que ex incendio ferme consumpta et aliquantum denovo reparata...“; also: „die im Brand... so ziemlich zerstört und von neuem ein wenig wiederhergestellt ist“. – Die Andreaskirche wird am folgenden Tag, dem 9. Oktober, eingeweiht¹⁴⁾. Im Weihebrief von St. Andrä heißt es lediglich, die Kirche sei „de novo magno ac pretioso apparatu constructa“¹⁵⁾ sie sei „mit großem und prachtvollem Aufwand erneuert“ worden; von einer Zerstörung durch Brand, wie bei der Johanneskirche, ist nicht die Rede.

Matthias Burglechner bezeichnet in seinem „Abriß der Stadt Lienz“¹⁶⁾ die Johanneskirche als „Pfarrkirche“, was offensichtlich unrichtig ist¹⁷⁾.

In den angeführten Weiheurkunden wird die Andreaskirche „ecclesia parochialis“ genannt, die Johanneskirche hingegen nur „capella“.

Wenn in einem „Verzeichnis aus ainen alten Lienzrischen Memorial Puech ötlicher alter notwendiger puncten zuwissen“¹⁸⁾ geschrieben steht¹⁹⁾: „Graf Leon-

hard von Görz hat das Gwelb und andere Nottdurfft an der Pfarr gepaut...“, dann ist das wohl so zu verstehen, daß das Gewölbe und „andere Nottdurfft“ wohl zu Lebzeiten des Grafen gebaut wurden, nicht aber in seinen Regierungsjahren. Außerdem kommt dieser Notiz nicht allzugroßer Quellenwert zu, da sie erst lange nach der Zeit des Umbaus von St. Andrä entstanden ist, ebenso wie eine andere Nachricht im Piarrarchiv²⁰⁾, die besagt, beim Brand sei das Gewölbe eingestürzt, wobei nicht darauf eingegangen wird, ob es sich um das alte oder bereits um ein neues handelt. – Abgesehen davon, daß diesen beiden Bemerkungen nur geringer Wert zukommt, berühren sie die hier erörterte Frage ohnehin nicht; sie stehen in keinem Widerspruch zur Feststellung, daß der gotische Umbau von St. Andrä bereits vor dem Brand der Stadt Lienz in Angriff genommen worden ist.

Baumeister Hans Hueber?

Wenn also feststeht, daß bereits um 1430 mit dem Umbau der romanischen, 1204 geweihten Anlage zu einer gotischen Basilika begonnen wurde, dann ist es unmöglich, daß der Baumeister Hans Hueber war, einer der führenden Meister der Befestigungskunst zur Zeit Erzherzog Sigismunds und Kaiser Maximilians.²¹⁾ In den Jahren von 1474 bis 1483 wurde Schloß Sigmundskron von Hans Hueber umgebaut²²⁾. Urkundlich ist er in dieser Zeit als Werkmeister zu Sigmundskron nachweisbar. – Die spätgotische Kirche von Heiligenblut ist ebenfalls einwandfrei Huebers Werk. Die Bauinschrift ist mit 1483 datiert.

Ein Zusammenhang zwischen Baumeister Hueber und der Lienzener Pfarrkirche erscheint jedoch konstruiert und beruht eigentlich nur auf der Ähnlichkeit der „gedrungenen Scheibbögen“ im Langhaus²³⁾, die aber aus verschiedenen bautechnischen Erwägungen zu erklären sind.

Erstmals taucht die Vermutung eines Zusammenhanges zwischen den Kirchen

von Lienz und Heiligenblut in der Literatur im Jahre 1890 in der Zeitschrift „Der Kunstfreund“ auf²⁴⁾. — Zwischen den beiden Kirchen besteht aber überhaupt kein enger stilistischer Zusammenhang. Außerdem ist der große zeitliche Unterschied zwischen dem Umbau der Lienzer Kirche, begonnen um 1430, und dem Auftreten Hans Huebers, nachweisbar erst im letzten Viertel des 15. Jhdts., sehr groß. — Aus diesen Gründen ist eine Planung der Kirche von Lienz und Heiligenblut durch denselben Baumeister wohl auszuschließen.

Der Baumeister der jetzigen gotischen Kirche bleibt unbekannt. Die Basilikaanlage des Gotteshauses ist tief in der baulichen Tradition von der romanischen 1204 geweihten Kirche her, verwurzelt. — Wie die archäologischen Grabungen des Jahres 1908, geleitet von Frau Dr. Liselotte Plank vom Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, ergaben, wurde der alte Grundriß übernommen. Nur die Apsis der romanischen Kirche dürfte noch nicht die Länge des polygonen gotischen Chores gehabt haben. Von der Rundapsis war keine Spur zu finden, auch nicht als im Vorjahr an der Außenseite der Gruft ein tiefer Graben bis zum Ansatz der Grundmauern, noch als in diesem Jahr im Innern der Krypta teilweise der Boden ausgehoben wurde. — Ja selbst das Mauerwerk der romanischen Kirche wurde zum allergrößten Teil in den Neubau einbezogen. Das beweisen die frühgotischen Fresken des 14. Jhdts. an der Innen- und Außenseite der Westmauer, ein ausgemauertes romanisches Rundfenster in großer Höhe an der Nordseite zwischen dem dritten und vierten Fenster (von vorne nach hinten; es war nach Entfernung des Spritzputzes bei den laufenden Renovierungsarbeiten sichtbar) und viele weiße, teils behauene Marmorblöcke, ein für die Gotik unserer Gegend ungebrauchliches Baumaterial. Diese Steine, nun bereits wieder unter dem neuen Verputz verschwunden, sind vereinzelt bis hinauf in die Höhe des Daches eingemauert.

Das Erbe der romanischen Kirche ist die Anlage einer Basilika. — Die Vorbilder für die romanische Kirche sind im nordöstlichen Italien zu suchen, was durch die damals engen Beziehungen zwischen dem Lienzer Raum und Friaul leicht zu erklären ist. Die Errichtung der romanischen Basilika stand vermutlich unter dem Protektorat der Patriarchen von Aquileia, zu deren Diözese damals noch die Gegend um St. Andrä gehörte. Die Größe der Anlage ist nur aus dem Traditionsbewußtsein zu erklären: War St. Andrä doch einst bis ins frühe 7. Jhd. Bischofskirche!²⁵⁾ Diese Kirche in „Patriarchesdorf“ sollte wohl auch — vom Patriarchen aus gesehen — sozusagen ein wichtiger Eckpfeiler im nördlichsten Teil des Bistums sein. St. Andrä wurde auch im Jahre 1204 vom Bischof von Pola, einem Suffraganbischof des Patriarchen von Aquileia, eingeweiht, allerdings bereits mit Zustimmung des Salzburger Erzbischofs. Endgültig gingen die seelsorglichen Rechte in diesem Raum im Verlauf der 1. Hälfte des 13. Jhdts. an Salzburg über. Den weltlichen Besitz der Patriarchen brachten ebenfalls im Verlauf des 13. Jhdts. die Grafen von Görz an sich.

Durch die Übernahme der romanischen Anlage ergab sich ein Bauwerk von einzigem Seltenheitswert: eine gotische Basilika. Im allgemeinen setzte sich in der Gotik der Hallenbau durch. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Pfarrkirche von Bozen. Die einzige echte Parallele zur Lienzer Pfarrkirche ist in Gesamt-Tirol nur in der Kirche von Landeck zu sehen, aber dort in viel kleinerem Ausmaß.

Im Gegensatz zur Hallenkirche, die auch mindestens drei Schiffe hat, ist das Mittelschiff der Basilika weit über die Seitenschiffe erhöht und wird durch eine Fensterreihe von oben her beleuchtet, durch den sogenannten Lichtgaden. —

Ausführlich soll nun der Teil des Gewölbes von St. Andrä besprochen werden, der zwischen der Westmauer der Kirche und dem Triumphbogen liegt, dem Bogen, der das Presbyterium vom eigentlichen Laienraum trennt.

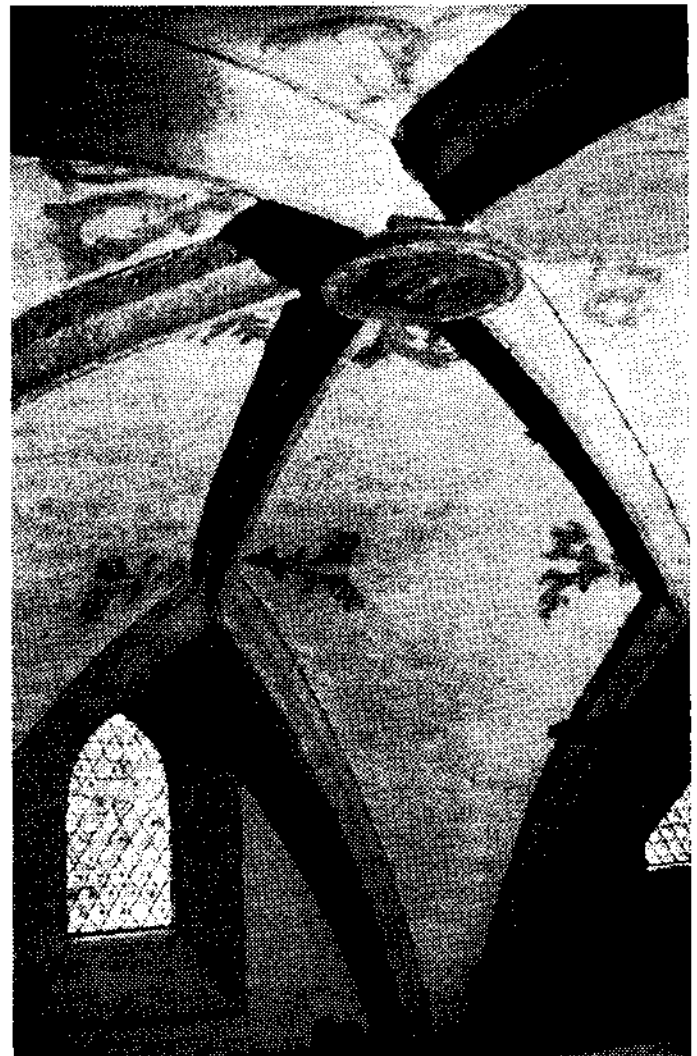
Die Entstehung des Gewölbes

In einem Notizblatt des Pfarrarchivs²⁶⁾ sieht, das Gewölbe von St. Andrä sei erst unter Stadtpfarrer Albertus Penzendorfer fertiggestellt worden. Penzendorfer ist erst ab 1460 nachweisbar. — Dagegen sprechen sowohl die stilistischen Eigenheiten des ornamentalen Schmuckes im Gewölbe, als auch der historische Hintergrund der Wappenmalereien auf den Schlußsteinen. Diese haben den Sinn einer Inschrift.

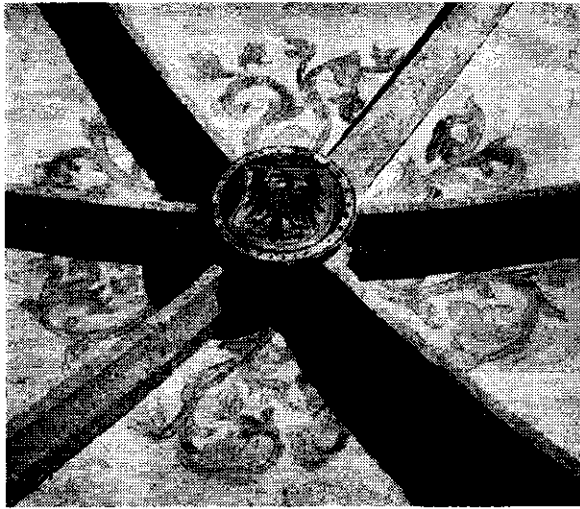
Die Eidechse im vorletzten Wappen weist auf Georg Staudacher, den Stadtpfarrer

von Lienz von 1440 bis ca. 1460. Wäre das Gewölbe erst unter seinem Nachfolger fertiggestellt oder überhaupt erst neu erbaut worden, so wäre wohl auch Penzendorfers Wappen zu sehen. Die Schlange, die im Krönlein trägt und eine goldene Kugel mit Kreuz im Maul hält (viertes Wappen von vorne), ist das Wappentier der Gemahlin Graf Heinrichs IV. von Görz, bzw. der Mutter des Grafen Leonhard, Katharina von Gara war die Tochter des ungarischen Palatins Nikolaus Gara. — Meistens stand sie in Gegensatz zu ihrem Gemahl und zu den vordergörszischen²⁷⁾ Ständen. Zweimal ließ Katharina ihren Mann gefangensetzen und führte für ihn inzwischen die Regierung. — Als Graf Heinrich um Ostern des Jahres 1454 starb, einigten sich die görszischen Stände auf Erbgraf Johann, für den noch einige Zeit seine Mutter Katharina die Regierung führte. Im Jahre 1455 aber schloß Graf Johann mit Erzherzog Sigismund von Tirol und Graf Ulrich von Cilli Verträge, die seiner Mutter zutiefst zuwider waren. Sie zog sich daraufhin in die innergörszischen Gebiete zurück und führte eine Art Gegenregierung zu Graf Johann und den vordergörszischen Ständen. Als sie zur Regelung verschiedener Angelegenheiten nach Heimfels bei Sillian kam, wurde sie dort gefangen genommen und erst durch Vermittlung Sigismunds von Tirol, Ulrichs von Cilli und der Republik Venedig wieder freigelassen, nachdem sie auf jeglichen Anteil an der Regierung verzichtet hatte. Katharina zog

Pflanzliche
Ornamente
befinden sich in
Zwickeln, Stüchkappen
und um die
Schlußsteine



Fotos: Pizzini



Im Umkreis von rund 70 cm sind die Schlußsteine (hier mit „Tiroler Adler“) mit Blattornamentik verziert.

sich nun auf ihre Witwengüter in Kärnten zurück.²⁸⁾ — Die Entstehung des Gara-Wappens ist also nur in der Regierungszeit der in den vordergörsischen Landen mehr oder weniger unbeliebten Gräfin Katharina zu denken, also bis 1454. Auch in der Zeit der Gegenregierung zu Graf Johann (1454—1455) ist dieses Wappen gewiß nicht gemalt worden.

Aus diesen Erwägungen heraus muß das Gewölbe selbst wenn es der letzte Teil war, der an der Kirche vollendet wurde, zu Beginn der Fünfzigerjahre vollendet gewese-

sein, spätestens aber 1454. — Auch der Stil der Gewölbeverzierungen weist in die Jahrhundertmitte.

Das Gara-Wappen im Schlußstein findet man auch in St. Jakob in Strassen, wo die Verzierung des Gewölbes ebenfalls in die erste Hälfte der Fünfzigerjahre des 15. Jhdts. fällt, wogegen der Chor in den Jahren von 1458 bis 1460 bemalt wurde.²⁹⁾

Die Architektur des Gewölbes

Im Gegensatz zu früherer Zeit wurde in der Gotik die Architektur sichtbar und dies besonders im Gewölbe. Die statisch wichtigen Grate wurden durch Rippen hervorgehoben. Das Rippengewölbe bot Vereinfachung und Vorteile in der Konstruktion. Die Rippen sind nämlich wirkliche Träger was allerdings nicht bedeutet, daß das Gewölbe bei ihrer Entfernung einstürzen würde. Die Rippen, die bewußt gezeigt werden, erfüllen aber auch noch eine andere Funktion: Sie, deren einzelne Steine präzise behauen sind, vermitteln eine ästhetische Wirkung. — Von einfachen Kreuzrippengewölben ausgehend, schreitet die Entwicklung fort bis zu spätgotischem Formaufwand der Netzgewölbe³⁰⁾ und der gewundenen Reihungen, die öfters als Astwerk ausgebildet sind³¹⁾.

Das Gewölbe von St. Andrä ist ein Sternengewölbe, das auf sogenannten Diensten (Wandvorlagen, bzw. im unteren Teil Pfeilervorlagen, in Form einer Dreiviertelsäule) und auf Konsolen ruht, aus der Mauer hervorspringenden behauenen Steinen. Die Konsolen liegen nicht genau über dem Scheitel der Arkaden. Dienst und Konsolen sind wechselnd angeordnet. Mit ihrer vertikalen Richtung drücken die Dienste besonders ihre Funktion des Tragens aus. Von Dienst und Konsolen steigt jeweils ein Dreistrahl auf, das sind drei Rippen, die sich mit anderen verbinden. Insgesamt laufen sechs Rippen auf jeden Schlußstein z., mit dem der Höhendrang im gotischen Gebäude endet. Der Schlußstein ist der oberste Stein in jedem Joch, der Gewölbeinheit, die sich immer wiederholt. —

Die Gewölbeteile, die das west-öst gerichtete Hauptgewölbe senkrecht schneiden, werden Stickschappen genannt, die zwischen den einzelnen Kappen, den nach unten sich verjüngenden Gewölbeteilen, liegende Teile der Schiffswände, heißen Schildwände. — In St. Andrä sind die sieben Schildwände der Nordseite durchgehend geschlossen, während sie auf der Südseite fünfmal durch Spitzbogenfenster durchbrochen sind.³²⁾

Die Länge des Hauptschiffes von St. Andrä zwischen Westwand und Triumphbogen beträgt 23,96 m.³³⁾ die Breite des Schiffes 7,46 m. — An der Westwand befindet



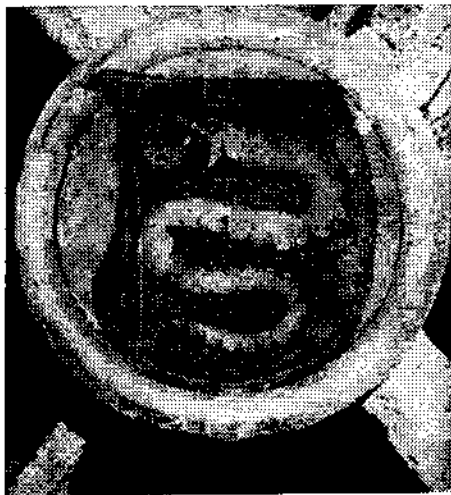
Görzer Wappen: Mit vielen Stiftungen und Schenkungen förderte das Haus Görz die Stadtpfarrkirche St. Andrä. — Dunkelgelb-weiß-dunkelbraune Umrandung; Wappen auf grünem Grund. Im linken Teil des schräggeteilten Schildes der aufsteigende goldene Löwe in blauem Feld, das eigentliche görsche Wappentier; die rot-weißen Querstreifen des rechten Teiles weisen auf die Görzer als Lehensträger der Patriarchen von Aquileia.



Die Reihenfolge der Wappen entspricht ganz der mittelalterlichen Rangordnung. „Brixner Lamm“: Obwohl Lienz damals zur Diözese Salzburg gehörte, findet man hier das Brixner Wappen, was vielleicht damit zu erklären ist, daß die Görzer Lehensträger der Brixner Kirche waren. Auch waren die Beziehungen zu Brixen immer wesentlich enger, als jene zu Salzburg. Mit Sicherheit handelt es sich hier nicht um eine allgemeine Darstellung des Osterlammes! — Grün-dunkelbraune Umrandung (von außen nach innen); Hintergrund angedeutet; Das Lamm steht im Grün der Wiese; darüber das dunkle Blau des Himmels.



„Tiroler Adler“: Seit der Länderteilung im Jahre 1271 unter den görsischen Brüdern Meinhard IV. (Meinhard II. von Tirol) und Albert II, trugen die Görzer der albertinischen Linie den Titel eines Grafen von Tirol und waren deshalb auch berechtigt, den Tiroler Adler im Wappen zu führen. — Weiße Umrandung mit schwarzen Punkten; Wappen auf dunkelblauem Grund. Braun-roter Adler mit fünf Schwingen, schaut nach rechts (vom Träger des Schildes aus gesehen).



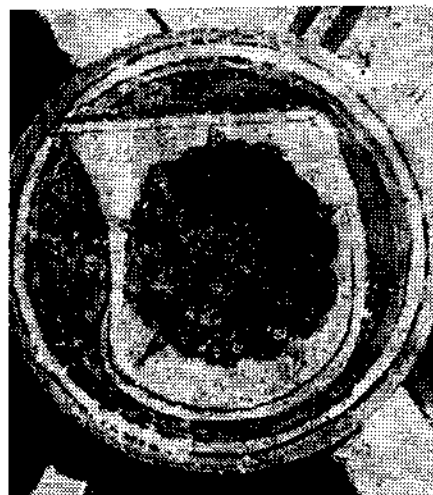
Gara Wappen: Wappen der Gemahlin des Grafen Heinrichs IV. von Görz. (Vgl. Abschnitt „Die Entstehung des Gewölbes“). Grün-weiß-dunkelgelbe Umrandung; Wappen auf hellbraunem Grund. — Braune Schlange mit goldenem Krönlein und Reichsapfel.



Wappen der Staudach: Georg Staudacher war in der meisten Zeit des Umbaus von der romanischen zur gotischen Kirche Stadtpfarrer von Lienz, wenn auch schon unter seinem Vorgänger damit begonnen wurde. — Die Eidechse im Wappen wurde von den Dinzl, die einen Teil der staudachschen Besitzungen bekamen (z. B. Angerburg) übernommen. — Dunkelbraun-weiß-dunkelgelbe Umrandung, sehr hell gefärbeltes Wappen auf dunkelbraunem Grund.



Burggrafen Wappen: Die Burggrafen von Lienz waren das mächtigste und reichste görzische Ministerialengeschlecht. Vielfach förderten sie St. Andrä. — Dunkelgelb-weiß-dunkelbraune Umrandung; Wappen auf dunkelgrünem Grund. — Die Felder rechts oben und links unten sind mit schwarzen und weißen Balken schräg gestreift; die übrigen beiden Felder des vierteilten Schildes: dunkelrot mit schwarzen Verzierungen.



Lienzer Wappen: Die fünfblättrige Rose war das ursprüngliche Wappen der Lienzer Bürgerschaft. Die Rose dürfte vom görzischen Münzzeichen übernommen worden sein. — Gelb-weiß-grüne Umrandung; weißer Wappenschild mit dunkelroter Rose auf tiefblauem Grund.

sich ein 2,23 m hohes und 0,75 m breites³⁴⁾ Spitzbogenfenster, an dem noch — das alte gotische Maßwerk mit Vierpaß erhalten ist. — Die tief herabgezogene Wand des Triumphbogens schmückt ein Bild Christi als Weltenrichter. — Die Breite der Joche ist verschieden, daher sind auch die Abstände der Schlusssteine voneinander unregelmäßig: Die Entfernung des ersten Schlusssteines (Mittelpunkt) von der Triumphbogenwand beträgt 1,42 m; die Abstände der Schlusssteine voneinander (von vorne nach hinten) messen: 2,90 m — 3,08 m — 3,30 m — 3,58 m — 3,80 m — 3,83 m; der Abstand des letzten Schlusssteines

(Mittelpunkt) von der Rückwand des Schiffes beträgt 2,05 m.

Die Unregelmäßigkeiten gehen im Fall von St. Andrä auf die Einbeziehung der früheren, romanischen Anlage in den gotischen Bau zurück und haben mit Sicherheit keine symbolische Bedeutung, wenn auch der ganze Bau erst auf seinen Symbolcharakter hin zu untersuchen wäre. Die sprunghafte Dehnung der Gewölbestruktur im hinteren Teil des Schiffes kommt nur deshalb zustande, weil der Arkadenbogen, der am breiten Pfeiler sehr hoch angesetzt ist, die Empore erreichen muß, an der Vorderwand aber einen freien

Durchgang lassen will. Er ist dabei weiter gespannt als die übrigen.

Symbolischer Wert kommt eindeutig nur in der Zahl der Schlusssteine zum Ausdruck: Im Gewölbe zwischen Westwand und Triumphbogen sind sieben Schlusssteine. — Die hervorragende Stellung der Zahl Sieben läßt sich bis zu den Kulturen des Altertums zurückverfolgen; sie ist aus verschiedenen Naturerscheinungen erklärbar. — Bei der im Mittelalter üblichen spekulativen Betreibung der Naturwissenschaften wurde durch verschiedene Entdeckungen die Bedeutung der Siebenzahl noch vertieft. — Im Alten und Neuen Testament spielt die Sieben eine wichtige Rolle; die Apokalypse zum Beispiel wird von ihr beherrscht. Nach der Lehre der Kirchenväter ist die Zahl Sieben deshalb heilig, weil Gott nach der Erschaffung der Welt am siebten Tag ruhte.

Die exponierte Lage der Schlusssteine wurde immer ausgewertet; man versah sie mit verschiedenen Verzierungen. — In St. Andrä sind sie den Wappen der irgendwie am gotischen Umbau Beteiligten vorbehalten. — Die Besprechung der einzelnen Wappen erfolgt in den Bildunterschriften.

Die Gewölbeverzierungen

Die sieben Schlusssteine sind nicht nur durch Wappenbemalung hervorgehoben, sondern auch durch Verzierungen im Umkreis von ca. 70 cm. Ornamente befinden sich aber auch in den Zwickeln zwischen den Rippen, auf den Stüchappen, an den Schildwänden und um einige Entlüftungslöcher der Gewölbekappen. Abgesehen von einigen Sternchen handelt es sich durchwegs um pflanzliche Ornamente. Auffallend ist, daß unter den Verzierungen der Entlüftungslöcher einige Male die fünfblättrige Rose wiederkehrt, was eventuell als Anspielung auf das damalige Lienzer Wappen zu deuten ist. — Das „Heiliggeistloch“ ist mit Wolkenkreuz und Strahlen umrahmt. Helles Braun, mattes Grün und leichtes Rosa sind die vorherrschenden Farben der ornamentalen Malereien. Da sie großflächig gemalt und mit einer schwarzen Umgrenzungslinie umrandet sind, kommen sie, auch aus weiter Entfernung gesehen, voll zur Geltung. — Die Qualität der Verzierungen ist nicht durchgehend gleich; ein Meister mit verschiedenen talentierten Gesellen dürfte hier gearbeitet haben.

Die Gewölbeverzierungen von St. Andrä ähneln sehr stark jenen von Tessenberg³⁵⁾, noch mehr aber jenen von St. Oswald³⁶⁾. Auf Grund der farblichen und stilistischen Einheitlichkeit sind mit den Gewölbeverzierungen des Hauptschiffes zugleich die kleinen, recht lustig wirkenden Konsolenträger am Ansatz des Gewölbes entstanden, also um das Jahr 1450 oder wenig später. Der „weiche Stil“ ist zwar noch merkbar, scheint aber schon überwunden. Die vordersten beiden Männchen waren sehr schlecht erhalten und wurden von Restaurator Prof. Ernest Pokorny auf Geheiß des Denkmalamtes stillgerecht erneuert.

Unter den insgesamt zehn Figuren befindet sich nur ein Weibchen, das aber seiner Aufgabe gut gerecht wird: auf dem Kopf „trägt“ es das schwere Gewölbe! — Ver-



Eine ikonographische Seltenheit sind die gemalten Konsolenträger

schiedene Männlein scheinen von der Last ganz erdrückt zu werden; eines stützt sich sogar auf einen Stock; andere tragen die Konsole auf dem Rücken oder auf der Schulter oder mit den Händen.

Außer den Wappen auf den Schlußsteinen sind sämtliche Gewölbeverzierungen erst bei den Renovierungsarbeiten des Jahres 1988 aufgedeckt worden. — Indem man mit der bereits schmutzigen Tünche des 19. Jhdts. auch die früheren Malschichten abschliiff, bzw. abkratzte, konnte man wieder den ursprünglichen gotischen Farbcharakter herstellen. — Die Bemalung von ca. 1450 ist sehr hell gehalten, auch die Rippen in einem freundlicheren Gelbton als bisher. — Nur einige schadhafte Stellen der gotischen Tünche mußten ausgebessert werden. — In den Rippen, die beiderseits von einer schwarzen Linie begleitet werden, scheint die ganze Schwere des Gewölbes aufgesaugt zu sein. Deutlich heben sich vom weißen Untergrund die pastellfarbenen Verzierungen ab. — Durch die fünf Fenster der Südseite wird das Gewölbe beleuchtet, das indirekt in den Raum herabstrahlt.

Die Wirkung des Gewölbes trägt wesentlich zum Gesamteindruck des ganzen Kirchenraumes bei, in dessen Welte in nicht störender Weise mehrere Stile vereinigt sind, der gotische Stil aber vorherrscht.

Anmerkungen:

- 1) Karl Meister, Franz Unterkircher, Stadtpfarrkirche St. Andreas, Lienz. (= Kunstführer Nr. 444) 2. Auflage, München-Zürich 1956, S. 4 f. — Nur nach Pfarr-Archiv I/53 habe der Brand 1447 die Stadt vernichtet.
- 2) Stadlhuber, Josef: Geschichte der Pfarre Lienz. In: Osttiroler Heimatblätter 1952, Nr. 2 bis Nr. 12, und 1953, Nr. 1 bis 10.
- 3) Stadlhuber, a. a. o., OHBL 1952, Nr. 5, S. 5.
- 4) Pfarr-Archiv XX/32.
- 5) Heute aufbewahrt im Schloß Bruck, früher Teil des Stadtarchivs von Lienz. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die ganzen Archivbestände — abgesehen von den Urkunden und verhältnismäßig wenig Aktenstücken — in die Isel geworfen: Die dafür Verantwortlichen wurden leider nie zur Rechenschaft gezogen. — Einen Einblick in die für die Lokalgeschichte äußerst wichtigen ehemaligen Bestände, geben die Archivberichte aus Tirol, VII. Bd., 1. Heft (= Mitteilungen der dritten (Archiv-) Sektion der k. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Wien, 1908.
- 6) Lienzr Stadurkunden, Inv. Nr. 34.
- 7) Zwölfbote = Apostel.
- 8) Lienzr Stadurkunden, Inv. Nr. 37.
- 9) Lienzr Stadurkunden, Inv. Nr. 50.
- 10) Vgl. Anm. 8!
- 11) Pfarr-Archiv XX/32.
- 12) Das ehemalige Altarbild mit den Werken der Barmherzigkeit trägt neben der Künstlersignatur die Jahreszahl 1454. Der weitere Freskenschmuck gehört aus stilistischen Gründen hauptsächlich der Zeit zwischen 1450 und 1465 an.
- 13) Pfarr-Archiv XX/33.
- 14) Pfarr-Archiv XX/34.
- 15) Eine ähnliche Formel wurde bereits in der erwähnten Urkunde des Jahres 1447 verwendet. Vgl. Anm. 4!
- 16) Stich von Matthias Burglechner. „Abriß der Statt Lienz. So gemacht worden den 5ten May Aos. 1609“ Ferdinandeum, Innsbruck.
- 1) Siehe hiezu Hermann Wiesflecker „Lienz im Mittelalter“; Lienzr Buch, S. 169!
- 18) Handschrift aus der Mitte des 17. Jhdts. im Pfarr-Archiv; dabei auch eine neuere Abschrift, 1/8. — Weitere Abschriften im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck (unter den Schriften von Anton Roschmann) und in der Bibliothek des Heimatmuseums Schloß Bruck.
- 19) Fol. 3.
- 20) Pfarr-Archiv I/59; Aktenstücke zur Zeit allerdings unauffindbar.

- 21) Josef Weingartner: Tiroler Burgenkunde. Geschichte, Bewohner, Anlage und Verfall der Burgen, Dorfburgen, Stadtbefestigungen, Klauen und Schanzen. Innsbruck-Wien 1950, S. 214.
- 22) Josef Weingartner: Die Kunstdenkmäler Südtirols, II. Band: Bozen mit Umgebung, Unterland, Burggrafenamnt, Vintschgau. 4. Auflage. Innsbruck-Wien-München, 1961, S. 106.
- 23) Franz Kollreider: Heiligenblut, Kärnten (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 30) 3. Auflage, Salzburg, 1967, S. 8.
- 24) Der Kunstfreund, 6. Jg., Nr. 1, S. 4. Im „Briefkasten der Redaktion“ wird eine Frage beantwortet: „... Ein Gegenstück zur bekannten gotischen Kirche von Heiligenblut in Kärnten finden Sie in Tirol an der Pfarrkirche von Lienz, ebenfalls mit einer Krypta, nach der Sage auch von demselben Meister erbaut, nämlich Hans Huber s. d. Etsch... (Dr. Schönherr).“
- 25) Bericht über die erste Etappe der Grabungen in St. Andrä, wobei Wiesflecker Vermutung (Wiesflecker, Hermann: Entstehung der Stadt Lienz im Mittelalter. In: Lienzr Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Lienz und Umgebung — Schlern-Schriften Nr. 93, Innsbruck 1952, S. 157) zur Gewißheit wurde: Plank, Liselotte: Das neuentdeckte frühgeschichtliche Denkmal in Osttirol. in: Tiroler Tageszeitung, 20. April 1968, Nr. 92, S. 7.
- 26) Pfarrarchiv I/9. — nach Pfarrchronik, das Aktenstück zur Zeit unauffindbar.
- 27) Als vordergörsische Gebiete werden jene im Pustertal, um Lienz und in Kärnten zusammengefaßt. Die innergörsischen Gebiete liegen jenseits des Plöckenpasses in Friaul.
- 28) Abgesehen von Spezialstudien sind die beiden wichtigsten Werke, die sich mit görscher Geschichte befassen: Czoernig: Das Land Görs und Gradisca (Mit Einschluß von Aquileia) Wien, 1873. — Wiesflecker, Hermann: Die politische Entwicklung der Grafschaft Görs und ihr Erbfall an Österreich. In: MIOG (Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforschung) Bd. LVI (1948) S. 329 - S. 384.
- 29) Frodl Walter: Die gotische Wandmalerei in Kärnten. Klagenfurt, 1944, S. 106.
- 30) Zum Beispiel in der Kirche von Percha bei Bruneck.
- 31) Zum Beispiel im Presbyterium der St. Michaelskirche in Lienz.
- 32) Die Fensteröffnung ist 1,20 m hoch und 0,57 m breit. — Maße mit Tuffsteinrahmen: Höhe: 1,90 m, Breite: 1,18 m.
- 33) Gemessen im Gewölbe.
- 34) Maße der Fensteröffnung. — Mit Tuffsteinrahmen: Höhe 2,50 m, Breite: 1,32 m.
- 35) Geweiht — laut Inschrift an der Triumphbogenwand — im Jahre 1471.
- 36) Nach spätgotischer Erneuerung im Jahre 1452 wiederum geweiht.

Buchbesprechung

Maria Kollreider-Hofbauer: **Sagen aus Osttirol** in Wort und Bild. — 287 Seiten, 84 Abbildungen, farbiger Schutzumschlag, Ortskarte, Orts- und Abbildungsverzeichnis, Leinen S 98.—

Zingerles „Sagen aus Tirol“, Lindners „Tauernsagen“ und Wolfs „Dolmitensagen“ haben durch vorliegende Osttiroler Sagensammlung von Dr. Maria Kollreider-Hofbauer eine wertvolle Ergänzung erfahren. In liebevoller Kleinarbeit hat die Autorin den Sagenschatz des Osttiroler Ländchens nicht nur aus alten Sammlungen, Pfarr- und Ortschroniken zusammengetragen, sondern auch dem Volke abgelauscht und in jahrzehntelangen Suchgängen aus den Leuten herausgefragt. Siewar bestrebt, alles Einschlägige zu sammeln: nicht nur Sagen, auch Sagenfragmente. Möge diese Sammlung auch dazu anregen, jene verbliebenen Reste aufzusammeln, die vielleicht noch übersehen wurden, ehe sie der Wind einer neuer Zeit verweht. Wer hätte geglaubt, daß das kleine Ländchen zwischen der oberen Drau und den Hohen Tauern so reich an volkstümlichem Erzählgut wäre, das sich so mannigfaltig absetzt, wie die Besiedlungsschichten, die sich hier seit Jahrtausenden übereinander und nebeneinander abgesetzt haben: Illyrer, Kelten, Alpenromanen, Slowenen und Bayern. Alles, was das Menschenherz seit eh und je bedrückte und bewegte, hat auf die eine oder andere Weise in diesen Sagen seinen Niederschlag gefunden: Totensagen, Seelen- und Gespenstersagen, Alpdrucks-

gen, Natursagen die in fallweisen Naturkatastrophen ihren Anlaß haben mögen, historische Sagen, die sich um eine eindrucksvolle Persönlichkeit oder um ein Ereignis ranken. Im ganzen eine reiche und bunte Welt, in der sich das Schicksal und der Charakter unseres Volkes in Jahrtausenden ausdrückt; zumal die tiefe Gläubigkeit unserer Menschen, die sich in ihrer Verantwortung gegenüber Gott und dem Nächsten entweder bewähren oder scheitern, dafür Lohn oder Strafe empfangen. Wer die vielen schönen und tiefen Sagen im einzelnen kennenlernen will, muß sie eben lesen, denn eine Besprechung wie diese kann die Lektüre nicht ersetzen. Die Wiedergabe ist gefällig, lebhaft und anschaulich, bemüht, sich in diese mythische Welt verständnisvoll einzuleben; dann und wann freilich stellt sich der Rationalismus der Gegenwart dem naiven Sageninhalt forsch und kritisch gegenüber. Die Sagen sind nicht nur nacherzählt, sondern mit eindringendem wissenschaftlichem Verständnis in die historischen, geographischen und volkskundlichen Zusammenhänge eingedeutet. Die Autorin, die in Jahrzehnten zur Osttirolerin geworden, versteht es, den Geist unserer Landschaft zu beschwören und die Schauplätze ihrer Sagen anschaulich zu machen. Zahlreiche Bilder tragen dazu bei, den Leser in die Umwelt einzustimmen. Alles in allem: Das Büchlein wurde eben noch gesammelt und geschrieben, bevor die Springflut einer ganz andersartigen modernen Welt, die letzten Überreste dieser uralten Erlebnisse und Phantasien unseres Volkes hinweggespült haben wird. Hermann Wiesflecker

Geschichte der Familie Unterluggauer

Familiengeschichte Raut Nr. 1 — Von cand. jur. Heinz Wieser

Menschen besonderer Art müssen jene Vorfahren gewesen sein, die es vorgezogen haben, vor Jahrhunderten das Lesachtal zu besiedeln, ein wildromantisches Tal, gekennzeichnet durch viele Gräben und ausgedehnte Wälder, das bis in das 16. Jahrhundert nur durch Reit- und Saumpfade zu erreichen war.

Leider wissen wir bis ca. 1640 nur sehr wenig über das Tal und seine Bewohner, denn mit dem Brande des Klosters Maria Luggau am 3. Oktober 1640 gingen die genauen Aufzeichnungen über die Ahnen, die vor dieser Zeit lebten, verloren.

Welche Volksstämme das Tal ursprünglich besiedelten, entzieht sich unserer Kenntnis.

Der Bayernherzog Tassilo, der 789 das Benediktinerkloster Innichen gründete, sorgte für die Besiedlung des Lesachtales von Innichen aus.

Um nun etwas aus der Zeit vor 1640 zu erfahren, lassen wir am besten Thomas Tiefenbacher aus seinem Buch „Helena“ erzählen.

Von der Dreiländerecke der Steinkar Spitze ziehen sich in nördlicher Richtung die Bergketten und Kuppen über die Zerenhöhe, die Schulterköpfe und den Schwalbenkopf, dann steigt das Gelände in breiter Front über Almen und Nadelwald herunter zur Gall. Am untersten Vorberg lag als grüne Rodunginsel im Waldland der Rauterhof (heute vier landwirtschaftliche Betriebe).

Dort siedelt sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Familie aus Thurn bei Lienz an.

Zwei alte Leute, die vorher hier gewirtschaftet hatten und deren Kinder in zarter Jugend an der Halsbrünnle gestorben waren, blieben auf dem Gut. Hans, der neue Bauer, war früher Dorfrichter in Thurn gewesen.

Trotz seiner sechzig Jahre ging er wie ein Junger aufrecht und stramm daher, trug kein graues Härchen, weder auf dem Kopf, noch im Bart, Ruhe, Kraft und Würde, aber auch ein starker unbeugsamer Wille lagen in seinem Auftreten. Sein übertriebenes Ehrgefühl war nicht frei von Stolz. An Weib und Kindern hing er mit aufrichtiger Liebe, die jedoch weniger in Zärtlichkeit als in der Sorge um das leibliche und geistige Wohl der Seinigen zutage trat.

Seine Ehefrau Margarethe, die Tochter eines reichen Thurner Bauern, war in ihrer Jugend eine anerkannte Schönheit und hatte ihren Hans vor sechs Jahren geheiratet. Sie besaß alle Eigenschaften einer trefflichen Bäuerin und Hausfrau. Sie war bekannt durch ihre Herzengüte, die sie nicht nur Mann und Kindern angedeihen ließ, sondern auf alle Menschen, mit denen sie zu tun hatte, ausdehnte. Ihrem Mann brachte sie eine zarte liebende Hingabe entgegen, so daß sie sich

auch oft seinem harten und unbeugsamen Willen widerspruchslos unterwarf.

Am meisten gerührt war ihre Frömmigkeit, ihr tiefes Verständnis für altes religiöses Brauchtum.

Schon als Kind und heranwachsende Jungfrau pilgerte Margaretha Jahr um Jahr am Karsamstag mit dem Thurner Bauernvolk den Schleinitzberg hinauf nach St. Helena zur traditionellen Auferstehungsfeier.

Fröhe Osterstimmung brachte sie davon heim. Als sie dann nach ihrer Verheichelung nach St. Helena zog, gelobte sie, das Kind, das sie unter dem Herzen trug, falls es ein Mädchen sei, der heiligen Kreuzauffinderin zu weihen und ihm damit ihren Namen zu geben. Und so geschah es auch. Die Mutter ahnte wohl damals noch nicht, welch große Kreuzträgerin die kleine Helena werden sollte.

Ein Bruder des Bauern, Konrad von Thurn, Stadtverwaltungsbeamter in Lienz, erhielt im Jahre 1488 von seinem Herrn

Das Rauter Lehen war um 1593 zweigeteilt. Aus einem Drittel des Lehens bestand der Oberraut, aus zwei Dritteln des Lehens der Unterraut.

Oberraut: Josef am Raut 1620—1630, ein Drittel Lehen Oberraut 1665, Besitzübertragung an Sohn Sebastian Oberrauter 1660—1686, Besitzübertragung an Sohn Veit Oberrauter 1686—1694. Servitenkonvent Luggau 1694—1702.

Unterraut: Hans Unterrauter, 1630—1661, zwei Drittel Lehen Unterraut 1665, Besitzübertragung an Sohn Oswald Rauter 1661—1685, Besitzübertragung an Sohn Christoph Rauter I, 1685—1702.

Christoph Rauter I war Inhaber des gesamten Rauterlehens von 1702 bis ca. 1710.

Ca. 1710: Teilung des Rauterlehens unter die Söhne des Christoph Rauter I, Christoph und Micala, Christoph Rauter II, 1710—1723, zwei Drittel des Lehens Oberraut.

Der Tausch von 1723

Am 1. Juli 1723 vertauschen die Brüder Christoph und Michael Rauter ihr Lehen dem Max Guggenberger von Überbach und Veit Unterluggauer von Unterluggau gegen dessen Freistühlabhufen.

Die Familien übersiedeln, Christoph Rauter nach Überbach, nach Oberraut Max Guggenberger, Michael Rauter nach Unterluggau, Veit Unterluggauer nach Unterraut.

Anlaß des Tausches waren Streitigkeiten der oben angeführten Familien in den sogenannten „Wiesen“. Seit diesem Zeitpunkt lebt also die aus Unterluggau kommende Familie Unterluggauer auf dem Raut und verbreitete sich von dort aus weiter.

Ab 1723 lebte also Max Guggenberger auf dem Oberraut und Veit Unterluggauer auf dem Unterraut.

Kaiserin Maria Theresia führte 1770 die Hausnummern ein und so bekam der Unterraut die Nummern eins und zwei und der Oberraut die Nummern drei und vier.

Die Urkundensammlung V/2, 3 aus dem Familienarchiv von Thomas Tiefenbacher berichtet uns über den Tausch folgendes:

„Vergleich de anno 1723 zwischen den Gebrüder Rauter und den Nachbarn a. d. Eben.

Kundt und zu wissen sey himit daß nachdem, der im Namen und zwischen der ganzen Nachbarschaft in der Luggau im Thal Lesach Veithen Unterluggauer, Grafschaft Ortenburgische Freistift-Unterrhanen als Kläger eines, dann Stephan und Michael Rauter Gebrüder, in punktostrittiger Kleinviehwaid in der Eben im Rauter Thall genannt.

Geklagte Strittigkeit von dem Hochfürstlichen Porzläischen Pfliegergericht Kötschach als erster Instanz, per Appellation an die Löbl Hauptmannschaft der Grafschaft Ortenburg gekommen und allda ihre Notdurft in genannter Sache schriftlich und mündlich allermaßen vorgetragen.

Haben sich obbemeldete Parteien als Max Guggenberger und Veith Unterlug-



Stammhaus der Unterluggauer am Raut

dem Grafen Leonhard von Görz, als Entlohnung für seine Dienste den Rauterhof zu Lehen. Konrad überließ das Gut seinem Bruder Hans und so kam es, daß die Familie, Vater, Mutter mit drei Kindern, Helena, Peter und André, ins Lesachtal auf den Raut übersiedelten, von wo aus Helena nach Unterluggau heiratete.

Soweit der Lesachtaler Ahnenforscher Thomas Tiefenbacher.

Der Name Unterluggauer ist wohl einer der ältesten des ganzen Lesachtals. Er hängt direkt mit der Ortsbezeichnung „Luggau“ zusammen. Luggau wiederum leitet sich von Lukas ab, der in der Umgebung der heutigen Ortschaft Maria Luggau eine „Aue“ besessen haben soll.

Die Rauter Lehenshube

Nur spärliche Aufzeichnungen geben uns Auskunft, wie es im die Bewohner auf dem Raut im 14. und 15. Jahrhundert bestellt war.

„Im Raut 1 hut leit, öd dient 4 Pfund 1375“

Hans am Raut 1444

Peter am Raut 1523

Paul, Dyanisi, Niklas, Christian am Raut 1550—1600.

gauer, Stephan und Michl Rauter Gebrüder vor Fällung des Urteils dahin gültlich verglichen, daß zur Höbung bemeldter Strittigkeit die 2 Rauter Gebrüder ihr Inhabend Landesfürstliches Lehen mit allen Recht und Gerechtigkeiten, und von alters her daher gebrachte Zugehör, wie sie es von ihren Vätern übernommen, inclusiv der heutigen Tags dabei findenden tot und lebenden Fahrnissen, nicht davon ausgenommen oder vorbehalten, dem Max Guggenberger und Veith Unterluggauer um ihre in der Luggau bestehende zur Grafschaft Ortenburg zinsbare Freistift Güeter in der Eben solchermaßen vertauscht, wie selbe auch solche von ihren Vätern übernommen und mit Einverstehung auf ihrer dermalen dabei habenden tot und lebenden Fahrnissen auch davon nicht ausgeschlossen, willkürlich gegeneinander vertauscht und eingewechselt haben.

Also dergestalt daß die Rauter ohne Anstand ihr bisher bestehendes Landesfürstliches Lehen... dem Guggenberger und Unterluggauer abtreten, und dagegen obvorhandene gleicherweise gemeldeten Guggenbergers und Unterluggauers Freistiftgüetter antreten sollten, wobei ein Teil gegen den Andern gar nichts vorbehalten soll... als was Ihre Weiber in ihren Truhen haben und noch darin bringen können, und ihre Bettgewänder wegzuführen, dann auch die Männer ihre Parschaft, ihre und ihrer Kinder Leibkleider mitzunehmen berechtigt sein sollen...

Und sollen die Einen den Andern diejenigen Schulden die sie bei Antretung der Inhabten Güettern von Ihren Vätern übernommen, nunmehr bei der Verwachsung auch verwechseln, und ein Theil dem

Andern übergeben, mit Verbleibung eines jeden all desjenigen, was er selber erworben.

Es bleibt denen neubanziehenden Rauter Pauern die Halt in der Wiesen Schwandt genannt.

Vor wegen dem, der Rauter noch am Leben befindlichen Vatters verblibt demselben der Auszug und daß solange er lebt ihm der Guggenberger und Unterluggauer jährlich 18 Gulden halb in Geld halb in Traid reichen sollen.

Betreffend derjenigen Strittigkeit wegen der Kleinviehweid zwischen den Luggauern und Inhabern des Rauter Glet in der Eben im Rautertal geschwebet, haben sie sich dahin geeint daß solche den Luggauern von nun an zu allen Zeiten befriedet bleiben sollte, und in den darin ausgesteckten Marchungen allein zu genießen überlassen sein sollte.

Dabei ein Theil dem andern Theil dies mit Recht und Verstand einzuhalten versprochen und an die Löbliche Hauptmannschaft angelobet.

Als Gezeugen seien erbettet worden der ehrsame feste Franz Martin Burger und Gastgeber alda zu Spital und der ehrenfeste Hans Rauter Wirth und Pöckh in der Luggau.

Zur Urkund diesem seind zwei gleichlautende Vergleich auferichtet worden und jeden Theil einer zustellt worden.

den 1. Juli 1723

Hochfürstliche Portiasche Hauptmannschaft der Grafschaft Ortenburg.

Johann von Grössnig, Hauptmann."

Allen Mitarbeitern, Freunden
und Lesern wünscht die
Schriftleitung der
„Osttiroler Heimatblätter“
ein glückliches Jahr 1969

Michael Rauter, geb. 22. 9. 1887, heiratete am 18. 5. 1911 Agnes Obernosterer von Liesing (gest. 9. 10. 1958) und starb am 20. 3. 1989 zu Unterluggau.

Er übernimmt ca. 1710 das Halblehen vom Vater und vertauscht dasselbe am 1. Juli 1723 dem Veit Unterluggauer von Unterluggau um dessen Freistiftalbhube und zieht mit der Familie nach Unterluggau. In Unterluggau wird er Stammvater des aussterbenden Rauter geschlechtes in Luggau 24 (vgl. Vorbeter). Michael Rauter war der Begründer der Rosenkränze an Sonn- und Feiertagen nachmittags.

Erst seit dem Tausch im Jahr 1723 kann man die Geschichte der Familie Unterluggauer genau verfolgen.

Als Stammvater aller Unterluggauer kann man Georg Unterluggauer, den Vater des oben im Vergleich erwähnten Veit, annehmen.

Fortsetzung folgt.

Das Wirtshaus unter der Huben „Taferner“

4

Eine Hausgeschichte von Josef Astner

Alle Pferde gehorchten seiner Stimme, nur das Dampfroß nicht. Es ließ sich nicht nach seinem Sinne zähmen und machte seinen kühnsten Plan zunichte. Und das kam so:

Die Südbahngesellschaft hatte im Jahre 1867 mit der Trassierung der Bahnstrecke in Oberkärnten begonnen und im Jahre 1868 Tiroler Boden erreicht. Für Lienz mußte erst die Lage des Bahnhofes geklärt werden, weil für die Weiterführung der Bahn ins Pustertal zwei Projekte bestanden: Projekt 1: Der alten Landstraße entlang bis Mittewald und dann in starker Steigung auf die Höhe von Geselhaus (Abfalterbach); Projekt 2: Von Lienz (mit Bahnhof am „Rindermarkt“) zum Eingang des Iseltales — über die Isel — über den Osthang des Schloßberges zurück — Bergflanke Drautal — Aßling — Anras — Geselhaus.

Im zweiten Projekt war auch die Möglichkeit der Zweigstrecke Iseltal — Felbertauern (Tunnel) mit Anschluß an die Westbahn enthalten, anstelle der damals noch nicht geplanten Tauernbahn über Mallnitz—Badgastein.

Am Projekt Felberbahn entzündeten sich alle Gemüter hell auf. Jede Behörde und Körperschaft, herunter bis zum kleinsten Verein, alles hatte die Unterstützung dieses Projektes als vornehmste und dringendste Tat auf die Fahne geschrieben. Der „Pustertaler Bote“ berichtet am 6. März 1865, daß die Gemeinden Lienz und Windisch-Matrei an das Hohen Abgeordnetenhaus eine Petition um Herstellung (Erbauung) der Felbertauernbahn gerichtet haben.

Der gleiche Geist strömt auch aus der allerersten Nummer der „Lienzer Zeitung“, welche am 17. Jänner 1866 erschien (1. Nummer, 1. Jahrgang; Schriftleiter: J. A. Rohrer).

Auf der ersten Seite lesen wir:

„Unser Programm

Eine besondere Aufmerksamkeit wird die „Lienzer Zeitung“ dem Fremdenverkehr in den Hohen Tauern und den Dolomiten zuwenden, und sie wird ihr Möglichstes beitragen, den Fremdenzug in diesen wunder-

vollen Hochgebirgsgebieten auf jene Höhe zu bringen, wie sie diese zauberhafte Welt verdient.

Eine Hauptaufgabe des Blattes wird es auch sein, für eine Tauernbahn zu wirken, für eine Schienenverbindung, welche nicht nur dem österr. Handel große Vorteile bietet, sondern auch unser herrliches Alpenreich erst vollständig dem Besuch und seine Produkte der Ausfuhr erschließen wird, sowie in einem Kriegsfall von unberechenbarer Bedeutung sein kann.“

Die gleiche Ausgabe berichtet auch von der im Jahre 1865 erfolgten Verlegung der Iseltalstraße:

„Zu den großen Arbeiten rechne ich besonders die Neuanlage der Straße von Huben weg am rechten Iselufer, wodurch der steile und schlechte Fahrweg über den Klauswald außer Dienst gesetzt und insbesondere auch für den Fremdenzug eine bedeutende Verbesserung geschaffen worden ist.“

Eitel Freude herrschte allenthalben, als die junge, fleißige „Lienzer Zeitung“ am

1. April des gleichen Jahres (1886) meldete:

„Wir sind in der angenehmen Lage, einige erfreuliche Mitteilungen zu machen: Die Tauernbahnfrage ist zu Gunsten der Feiberlinie sowie viel entschieden, nachdem der Tschechenklub und die Slovener im Abgeordnetenhaus erklärt haben, nur für diese Linie zu stimmen, weil sie durch Windisch-Matrei führt.“

Die Matreler mögen bei der Lektüre dieser Zeilen wohl gewaltig erschrocken sein über die völlige Unkenntnis der volklichen und sprachlichen Verhältnisse seitens der Abgeordneten. Wußten die überhaupt, wo dieses „Windisch-Matrei lag?“

Wie schon erwähnt, erhielt der Ort diese zusätzliche Bezeichnung „Windisch“ erst im 14. Jahrhundert in den Salzburger Kanzleien, um dieses Matrei von namensgleichen Orten zu unterscheiden. Das wußten aber die Herren Abgeordneten nicht, auch nicht, daß Matrei eine ebenso alte deutsche Besiedlung aufzuweisen hat wie das übrige Osttirol. Aber Hauptsache: Die Bahn soll gebaut werden.

Taferner richtete sich dafür ein. Am 3. Juni 1885 eröffnete er die neu dazugebaute Veranda. Dazu gab die Matreler Musik ein Konzert und daneben rollte die Kugel beim spannenden Best-Kegelschalen.

In den nächsten Jahren begann er den Bau am Fuß des Berges gegenüber dem Gasthof. Er dürfte um 1900 beendet gewesen sein, denn am 28. Juni 1902 kündigt Taferner den Beginn seiner Privat-Stellwagenfahrten von Huben nach Matrei an mit dem Hinweis, daß der Neubau in Huben genügend Unterkunft biete.

Aber die Tauernbahn wurde nicht gebaut! Die Linie Mallnitz — Badgastein schien doch vorteilhafter. Und darum großer Wettersturz in den Osttiroler Gemütern, besonders im Iseltal.

Aber es klarte noch einmal auf, denn man wollte nicht aufgeben. Wenn schon keine Tauernbahn, so auf jeden Fall eine Iseltalbahn bis Matrei. Die anliegenden Gemeinden sollten und wollten dazu als Interessentschaft Beiträge aufbringen. Am 5. Februar 1906, um 14.30 Uhr, steckten die Gemeindevertreter beim Hubenwirt die Köpfe zusammen und berieten. Ergebnis: Alle höchst wohlwollend, aber wegen der Straßen-, Wasserleitungs- und Schulbauten hat keine Gemeinde Geld.

Am 7. November des gleichen Jahres wurde ein Landtagsbeschluß gefaßt zum Bau der Iseltalbahn. Erfordernis:

Staatsbeitrag, 50 Prozent = 1.300.000 K
Landesbeitrag, 30 Prozent = 780.000 K
Interessentenbeitrag, 20 Proz. = 520.000 K

Für den Interessentenbeitrag liegen genehmigte Gemeindebeschlüsse vor. Das Land genehmigt seinen Beitrag unter der Bedingung, daß der Staat 50 Prozent beiträgt. Laut Rentabilitätsberechnung soll sich das Baukapital mit 4,25 Prozent verzinsen.

Damit war auch Taferners schöner Traum von der Eisenbahn aus. Ihm blieb nur der langgestreckte Bau mit den vorbereiteten Fremdenzimmern und Magazinen — eine Fehlinvestition.

Taferner war aber Realist genug, um nicht tatenlos auf das große Geschäft zu

warten. Schon im Jahre 1886 griff er scharf konkurrierend in den Personenverkehr ein. Er gab bekannt, daß er vom 10. Juli bis 30. September täglich zwischen Lienz und Matrei einen Privatstellwagen führen werde, mit einer halben Stunde Aufenthalt in Huben (Mittagessen).

„Lienzer Zeitung“:

„Mittagsstation der Post- und Stellwagen von Lienz, Ein- und Zweispänner können telegrafisch zum Bahnhof Lienz bestellt werden.“ (Inserat.)

Daran wäre an sich nichts Besonderes gewesen, wenn nicht Taferners Geschäftssinn auf eine originelle Idee gekommen wäre. Die Gäste fuhren natürlich gerne mit einem lustigen Kutscher. Taferner fuhr zunächst vom Hotel „Post“ in Lienz weg, und der Mann, der sein Gespinn lenkte, war der „Schnapper Hans“, ein Juxvogel, Sänger und Tänzer von Qualität.

Dagegen konnte Vergelners „Plojer Hansle“ nicht aufkommen. Aber es wurde halb so schlimm, denn der Verkehr nahm zu und die Kundschaft reichte für beide. Schnapper wechselte seine Pferde in Huben und fuhr dann nach Matrei weiter.

Dicke Geschäfte gab es natürlich immer an den Markttagen in Lienz und Matrei. In beiden Orten waren die Warenhändler, „Marktjuden“ genannt, mit viel Geschrei vertreten. Am Platz vor dem Plankerwirt in Matrei bot einer seine Waren an drei aneinander gereihten „Schragen“ feil, stieg auf sein Gestell und ging durch Gebah und Lautstärke dem Schnapper Hans auf die Nerven. Darum stellte er seinen Stellwagen ganz knapp an den Schragen, ließ die Leute herumstehen und hängte indessen still und feilich das mittlere Gestell an seinen Wagen. Nun ließ er einsteigen und ermahnte die Leute, sich festzuhalten. „Hü!“ — und ab ging es mit einem gewaltigen Ruck, den Platz hinauf, das ganze Gestell hinter sich herziehend. Die Ware fiel auf die Straße, wo der Krämer bereits händeringend lag. Verzweifelt rief er nach der Gendarmerie, aber diese war „nicht da“, denn der Gendarm war offenbar eingeweiht, lugte bei Veranstaltungsbeginn durch die Glastüre beim „Rauterwirt“ und verschwand dann eilig in Richtung Amt, wo er nicht auffindbar war. (Schnapper H. = Johann Berger).

Taferner wechselte öfters seine Kopfstationen in Lienz zwischen „Post“ und „Sonne“, bei letzterer hielt er am längsten aus.

Aber die Zeit schreitet vorwärts. Der Erste Weltkrieg ist vorbei und das Auto dringt vor. So muß auch der letzte amtliche Postkutschfahrer, das „Rauter Michele“ (Michael Brugger) mit trauerndem Blick vom Bock steigen und zum letztenmal die Rößlein ausspannen.

Im Jahre 1918 befuhren dafür gleich zwei neue Omnibusse die Linie, aber nur im Sommer. Im Winter ging es nach wie vor noch nicht ohne Schlitten. Aber auch für die Omnibusse war es ganz wichtig, daß bei allen bisherigen Wirtschaftsstationen gehalten wurde, auch wenn sie keines Gastes Ziel waren und kein neuer zusteigen wollte. Nichtanhalten war straflicher Leichtsinns, dann grimmiger konnte man vom Wirt bis zur Kuhmagd des Hau-

ses niemanden beleidigen als sie einfach zu „überfahren“.

Sebastian Taferner und Alban Gridling schafften sich gemeinsam auch einen Omnibus an. Dann sollten alle Kraftwagenbesitzer eine Gesellschaft, die „Osttiroler Kraftwagen-Betriebsgesellschaft KG“ bilden. Aber Taferner tat nicht mit und legte seine Konzession im Jahre 1923 zurück.

Nach 1925 zog sich Sebastian Taferner allmählich von seinem tatenreichen Beruf zurück und starb am Allerseelentage des Jahres 1928, also einige Jahre nachdem auch das Pferdefuhrwerk gestorben war. Mit ihm trat wohl auch der bisher kühnste und — im Maße seiner Zeit — auch der größte Unternehmer im Iseltal vom Schauplatz ab.

Ihm folgte sein Sohn Heinrich Taferner gen. 23. 1. 1896, gest. 9. 10. 1961; verheiratet mit Theresia Schneeberger, aus Matrei. Er hatte am 2. 12. 1927 den Besitz vom Vater offiziell übernommen. Es gelang ihm, die Wirtschaft, trotz der bewegten und teils recht mageren Jahre, gut zu führen. Besonders ist in dieser Zeit, was den Besitz betrifft, nichts zu vermeiden. Auch der „Anschluß“ (1938) und der Zweite Weltkrieg mit den anschließenden knappen Jahren gingen vorüber, ohne besondere Spuren zu hinterlassen. Der Wirt war klug genug, sich politisch nicht zu engagieren.

Als er ernstlich erkrankte, übergab er den Besitz im Jahre 1961 seinem Sohn Hermann Taferner, geboren am 29. 11. 1929 in Lienz, verheiratet seit 28. 10. 1957 mit Maria Theresia Steiner aus Lienz.

Da bei der Übernahme größeres Barvermögen nicht vorhanden war, konnte der weitere Bestand zunächst nur durch Fleiß und Sparsamkeit gesichert werden. Dieses Bestreben fand eine kräftige Hilfe durch den Bau der Ölleitung. Diese Leitung führte ja auch durch Huben, und alle Beteiligten verdienten sehr gut, und es waren deren nicht wenige.

Sie brachte auch dem Hubenwirt einen gewaltigen geschäftlichen Zuspruch. Das Jahr 1966 war davon das ertragreichste. Dieses Bauprogramm erbrachte für das Wirtshaus jene Einnahmen, die es gestatteten, nach Abzug der Arbeiter das alte Mobiliar wegzuschaffen und Gaststube, Veranda, Küche und Zimmer völlig neu einzurichten und mit den neuzeitlichen Erfordernissen auszustatten. Heute gehört das Hubenwirtshaus zu den gepflegtesten Gastbetrieben des Iseltales.

Auch der alte Traum der Iseltaler von einer Tauern- oder Iseltalbahn ging in neuester Zeit in Erfüllung, wenn auch in etwas anderer, ja sogar in noch besserer Form:

Am 25. Juni 1967 wurde die wintersichere Felbertauernstraße eröffnet. Die Frequenzahlen übertrafen in kürzester Zeit alle Berechnungen und Erwartungen. Für alle Fremdenverkehrsbedürfnisse bildet sie ein ausgesprochenes Lebensadler, nachdem mehrere Generationen mit viel Schweiß und wenig Lohn gedient hatten, um die Wirtshäuser zu erhalten. Möge diese Straße den Wirten zum Segen und dem bei ihnen einkehrenden Gast zur angenehmen Erinnerung werden.